

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

Roman von C. Wiebig.

Erstes Buch.

I.

In der Assenstraße hielt eine Reihe von Droschken unter den braunen knospenden Bäumen. Nur Taxameter und Droschken erster Klasse; in dies Viertel Berlins verliert sich nicht so leicht ein rumpliger Kasten zweiter Güte.

Vom Tiergarten herüber wehte eine angenehme laue Luft mit leisem Frühlingsmahnen.

Oben in der ersten Etage des eleganten Eckhauses waren die Fenster erleuchtet; dreizehn in der Front. In Pausen von halben Stunden rechte sich einer der verschlafenen Kutscher auf seinem Bock, dehnte die steifen Glieder, gähnte und deutete hinauf nach den hellen Fenstern — das konnte noch lange dauern, erst zwölf! Die amüsierten sich noch!

Zu der großen, komfortablen Wohnung des Bankier Mannhardt wogte die Gesellschaft; fast hundert Personen, Elite des Geistes!

Das Souper war ausgezeichnet gewesen und soeben beendet. Man wandelte durch die Räume. Wie die Wohnung eingerichtet war, herrlich! Das heißt kein übertriebener Luxus, nirgendwo ein Hauch von Proletentum. Alles fein, diskret, sanfte Farben in harmonischer Abtönung; ein gediegener, vornehmer Geschmack. Möbel aus allen Zeiten. Boule-Schränken, Kokos-Sofas, Renaissance-Stühle; aber jedes am richtigen Platz, von einer graziosen Laune zusammengestellt.

Da war ein lauschiges Eckchen hinter der mit künstlich verschöntenem Damast bekleideten spanischen Wand; Blumen dufteten in der venetianischen Schale, und eine geschickte Kopie nach irgend einem alten Meister schaute darauf nieder — der Lieblingsplatz der Hausfrau. Da saß sie gern, stützte das dunkellockige Köpfchen mit den klugen Augen in die kleine Hand und spann feine Fäden.

Überall Büsten und Statuetten. Verschiedene moderne Meister — sie waren Hausfreunde — hatten den Hausherrn bereuigt. Hier auf einem Gemälde, am Klavier, die Augen weit aufgeschlagen, mit einem geistvollen Ausdruck in die Ferne gerichtet. Dort in Gips, ein Buch in der ausdrucksvoll modellierten Hand; diese Büste sollte in Marmor ausgeführt werden. Geschmackvoll reiheten sich so moderne Werke denen früherer Jahrhunderte an.

Bankier Mannhardt war in allen Künsten zu Hause und ein Protektor aller Künstler. Seine Bibliothek enthielt sowohl gelehrte Folianten, als jede Neuerscheinung auf dem Gebiete der schönen Literatur, Biographien, Memoiren, Notenzöpfe, Prachtwerke, Autographen von Musikern, Denkern und Dichtern; die wertvollsten Stücke davon unter Glas in geschmackvollen Rahmen. Er selbst leistete Bedeutendes am Klavier, aber er verschmähte es nicht, bei einer der pianistischen Größen der Residenz noch weiter zu studieren. Die Börse betrieb er nur so nebenbei; in offenerzigen Stunden gestand er es, er hätte eigentlich seinen Beruf verfehlt — Künstler, Künstler, das war's! Er war sich nur noch nicht klar geworden, zu welcher Kunst ihn seine Begabung am gebieterischsten drängte.

Frau Leonore Mannhardt war die einzige Tochter eines reichen Handelshauses; sie hatte ihren Mann aus Liebe geheiratet. Als kleiner Kommiss, aus irgend einem Winkel Bosens gebürtig, war er nach Berlin gekommen; sie hatte ihn die Stellung gemacht. Galante Zungen nannten sie eine zweite Mahel, eine Henriette Herz.

Heute excellierte Frau Leonore am Klavier; ihr Mann hielt in Gesellschaft stets mit seinen persönlichen Leistungen zurück. Sie sang ein kleines Liedchen, das ihr Gatte, Gott weiß wo, ausgegraben hatte; sie sang es mit angenehmem Stimmchen und feiner Pointierung, begleitete sich selbst, und zwar stehend, die wenigen Accorde lässig auf dem Klavier anschlagend, das Gesicht mit lebenswürdigem Ausdruck ihren Gästen zugekehrt.

Der Beifall war rasend. Sie lächelte und deutete auf ihren Gatten, der mit gekreuzten Armen am anderen Ende des Flügels lehnte.

„O bitte, nicht ich — dort steht er! O nein, ihm, ihm gebührt das Verdienst!“

„Nein, nein, Lorle!“ lehnte er lebhaft ab. „Ich bitte Dich, ich habe durchaus kein Verdienst hierbei!“ Er warf ihr eine Kuchhand zu. „Dir allein gebührt es!“

„Ihnen beiden!“ „Allen beiden!“ Der Enthusiasmus steigerte sich. Man überschüttete das Ehepaar mit Komplimenten: „Herrlich, reizend, entzückend, einzig in seiner Art! Dies geniale Zusammenwirken von Mann und Frau! Mehr, bitte mehr!“

Man umringte den Flügel. Diener mit Kaffee, Bier und Likören konnten sich kaum durchdrängen.

„Bitte, bitte!“ Die Damen falteten anmutig die Hände.

„Es sind ja so viele bedeutende Künstler hier!“ Die Augen der Hausfrau streiften durchs Zimmer, sie neigte sich verbindlich — „so viele Größen! Ich muß mich verstecken!“

Aber nun! Ein wahrer Tumult brach los. Allgemeiner Sturm auf den Flügel.

„Laß Dich erweichen, Lorle!“ rief Mannhardt. „Bitte, meine Freunde, einen Augenblick!“ Er stürzte ins Nebenzimmer; eine Mandoline am himmelblauen Bande schwingend, kehrte er zurück. „Hier, mein Kind, nun thu's mir zu Liebe!“ Er führte zärtlich ihre Hand an die Lippen: „Singe, singe!“

„Wie originell! Pst!“

Man war ganz Ohr.

Und nun kimpfliche Mandolinenklänge. Mit einer gewandten Bewegung hatte Frau Leonore das himmelblaue Band um den Nacken geworfen; den dunkellockigen Kopf nach links geneigt, den Oberkörper leicht zurückgebogen, lehnte sie in ihrem schlichten weißen Kleide auf einem Taburet.

„Rignon!“ sagte jemand.

Sie kimperte und sprach halb, sang halb dazu; getreu nach berühmtem Muster. Es war die betrübende Geschichte vom Mutterherzen, das der entmenschte Sohn herausreißt und der entmenschten Geliebten bringt. Im raschen Lauf kommt er zu Fall.

„Hast Du Dir weh' gethan, mein Kind?“ stöhnt noch das zuckende Mutterherz — Klänge von unbeschreiblicher, rührender Besorgnis, letztes, halb geächztes Stammeln einer übermenschlichen Liebe.

Frau Leonore trug geschmackvoll vor, man glaubte, den letzten Zuckungen des Mutterherzens beizuwohnen; es ging einem bis an die Nieren. Die Damen wischten sich die Thränen ab, die Männer schauten gedankenvoll vor sich nieder. Mannhardt geleitete die Gattin zärtlich besorgt zum Divan, sie war selbst sehr ergriffen.

Die Diener präsentierten neu besetzte Tablett. Man trank Champagner, man stieß an:

„Es lebe die Kunst! Hoch! Hoch unsere Wirte!“

Nuhig blickte über'm Flügel Meister Sebastian Bach unter seiner Allongeperrücke, ihn ging das nicht an. Seine Büste stand der neuesten des Hausherrn gegenüber. Frau Leonore hatte darauf bestanden, diese müßte ins Musikzimmer; trotzdem der Hausherr lebhaft protestierte, wurde sie mit Hilfe einiger Freunde dort aufgestellt. Die weißen Gipsgesichter sahen einander voll an.

Es war ein animierter Abend; das Programm wechselte. Eine große Sängerin, der Stern des Opernhauses, sang; man öffnete die Fenster, der Musiksaal war zu eng für dieses mächtige Organ.

Unten wachten die Droschkenkutscher auf: „Alle Achtung, zetert die!“ Sie lauschten.

Dann deklamierte zur Abwechslung eine junge, talentvolle Schauspielerin. Fräulein Silvia Maschka gehörte der neuen Schule an; von Pathos keine Spur, sie war ganz Natur. Sie hatte Gedichte eines jungen Lyrikers zum Vortrag gewählt. Er war unbekannt, sie protegierte ihn; sie sprach rasch, sehr rasch, kein Mensch verstand ein Wort. Wozu auch? Aber man applaudierte ihr, man sagte: „Bravo!“ Sie sah so allerliebste aus mit ihrem lebhaften Mienenpiel und den erhöhten Farben.

Auf dem Lieblingsplatze der Hausfrau, hinter der spanischen Wand, hatten sich die Schriftsteller zusammengefunden; sie kamen heute nicht genügend zur Geltung, aber: noblesso oblige, man drängte sich nicht vor.

Sonntagsplauderei.

Auf dem kleinen Eddiban hatten drei Damen Platz genommen; ein Herr mit Kustnackerzähnen und Anfaß von Embonpoint machte ihnen mit seltener Unparteilichkeit den Hof. Es war Volten, der Chefredacteur eines sehr gangbaren Unterhaltungsblattes; diese drei waren die Sterne seines Journals. Drei große Talente auf einem Sofa!

Links, Minde Rosen, beherrschte den Salon; entzückende graziose Plaudereien entstammten ihrer Feder, sie traf den Ton der guten Gesellschaft wie kein anderer Autor; ihr Stil blühte in sonniger Schönheit, die Helden waren unglaublich männlich, die Heldinnen unheimlich schön, Verlobung und Hochzeit die Hauptthematika. Jedes Werk ihrer Feder setzte die liebenswürdigen Leserinnen in Brand.

Minde Rosen war befreundet mit Frau Mia Widmann, der reizenden Blondine in der Mitte, deren Füßchen kaum den Boden erreichten. Diese kleine Frau war eine energische Vorkämpferin der Frauenemanzipation. Mit männlicher Kraft zog sie in's Feld. „Ich schreibe unter M. Widmann. Sollte mich einer noch nicht kennen, hält er mich für einen Mann,“ sagte sie mit Stolz. Dies Madonnenköpfchen schwärmte für „freie Liebe“, trotz Mann und drei Kindern.

Heute war sie sehr erregt. Sie sprach mit ihrer Nachbarin in der rechten Sosaede, der schönen Frau von Lindenhayn.

„Ist es nicht unerhört? Da verurteilen sie das arme Weib, weil es den Mann, der es verraten hat, niederschleift! Traurige, strafbare Ungerechtigkeit! Wir dürfen es uns nicht gefallen lassen.“ Sie warf das Madonnenköpfchen hintenüber, daß die kunstvoll gedrehten Locken auf der kaltenlosen Stirn wippten. „Wir Schriftstellerinnen sind zu Führerinnen, zu Verteidigerinnen der unterdrückten Frauenwelt bestimmt! Wie ist es, Liebste, wollen wir nicht einen Verein gründen zur ‚Wahrung der geistigen und körperlichen Interessen der Frau‘? Wir könnten doch vorderhand schon immer die Woche einmal zusammenkommen und beraten. Und denken Sie, welche interessanten Stoffe lassen sich finden, wenn man hinabsteigt ins intime Leben der Frau! Doktorchen!“ . . . sie streckte die Hand nach Volten aus . . . „Sie werden Schriftführer. Einen Mann müssen wir haben!“

„Natürlich!“ Der Redacteur küßte das ausgestreckte Händchen; er hatte keine Ahnung, von was die Rede war. „Er bin dabei! Alle drei Damen mit von der Partie?“ Sie sah sie schmunzelnd der Reihe nach an — alle drei nicht zu verachten! Frau von Lindenhayn war eine bewundernswürdige Schönheit, die kleine Widmann pikant, Minde Rosen hatte noch schöne Reste.

„Von was ist denn die Rede?“ fragte Minde gerade jetzt. „Sie hatte bis dahin mit einem blutjungen Bürschchen in Einjährigen-Uniform kokettiert; sie studierte das Militär.“ „Von was wird denn gesprochen?“

„Wir wollen uns der leidenden Frauenwelt erbarmen,“ antwortete ernst die Widmann. „Wir müssen helfen!“ „Pst! Pst!“

In der Thür des Musikzimmers stand die Hausfrau. Fräulein Mascha hatte eben das Hegenlied von Wildenbruch, eine Meisterleistung sinnberwirrender Schnelligkeit, beendet; Beifallstürme brausten, ein Orkan der Begeisterung für Dichter und Interpretin.

Frau Leonore hat um Gehör. „Himmel, schon wieder eine Rede? Sie hat ja bei Tisch erst geredet!“ flüsterte die Widmann.

Volten nickte geheimnisvoll: „Sie schreibt auch!“ „Verzeihen Sie, wenn ich noch um eine halbe Stunde Gehör bitte,“ sprach die Dame des Hauses.

„Halbe Stunde — ?!“ Eine merkwürdige Unruhe flog durch die Festräume.

„Hier“ — die Gastgeberin zog mit liebenswürdigem Lächeln ein junges Mädchen vor, das bescheiden hinter ihr gestanden hatte — „hier Fräulein Elisabeth Reinharz soll uns eine ihrer kleinen Novellen vorlesen. Urteilen Sie selbst!“

„Was — wer? Vorlesen?!“ Man wurde aufmerksam, „Wieder eine Dilettantin mehr!“ seufzte Frau Widmann.

„Ganz angenehmes, aber unbedeutendes Gesicht!“ Die schöne Lindenhayn hielt sich die Vorgnette vor die Augen.

Minde Rosen war gutmütig: „Sie ängstigt sich!“ „Passen Sie auf, Doktor“, neckten die drei, „nun bekommen Sie was zu drucken, Frau Mannhardt protegirt wieder!“

„Ich lasse mich nicht bestimmen,“ sagte Volten würdevoll, „ich bin auch gar nicht begierig.“

Sie standen aber doch alle auf und näherten sich der Thür des Musiksaales (Fortsetzung folgt.)

Der Mangel an Bewußtsein hat, wenn man unseren Richtern und Staatsanwälten glauben darf, bereits epidemischen Charakter angenommen. Der größeren Intensität der Krankheit entsprechend sind die eigentlichen Leidenden nicht mehr diejenigen Personen, die von diesem interessanten Nebel befallen werden, sondern ihre Umgebung, auf die sich die bewußtlosen Handlungen der Kranken beziehen. Der letzte, einer größeren Deffektivität bekannt gewordene Fall hat einigen Darmstädter Kaufleuten ihr Geld gelöst. Der Landgerichts-Direktor dieser Stadt, Herr Küchler, leidet an periodischer Bewußtlosigkeit. Wenn er volles, subjektives Bewußtsein hat, besaßt er sich mit Geldbarlehen, die er guten Bekannten giebt; wenn er sich dafür Sicherstellungen auf Kosten fremder Gläubiger geben läßt, so ist ihm das subjektive Bewußtsein abhanden gekommen. Die Staatsanwaltschaft hat deshalb nur gegen seinen allzu liebenswürdigen Schuldner die Anklage erhoben, gegen den Herrn Landgerichtsdirektor aber nicht, weil sie — nach Meldungen der Blätter — annimmt, daß ihm das subjektive Bewußtsein von der Zahlungsunfähigkeit seines Schuldners gefehlt habe. So bedauerlich das Umsichgreifen psychischer Krankheiten ist, so sehr muß man sich über den psychologischen Scharfsinn unserer Staatsanwälte freuen. Weibchen unsere Gerichte konsequent auf diesem Standpunkt, so hoffen wir zuverlässlich, daß sich auch bei angeklagten Socialdemokraten die Spuren dieser merkwürdigen Krankheit werden nachweisen lassen.

Leider scheint man aber von der geistigen Kraft unserer Genossen eine so ausnehmend gute Meinung zu haben, daß man ihnen schon das Gedankenlesen zutraut. Vor zwei Tagen ist Genosse Quard das Opfer seines guten Rufes geworden: das Gericht nahm offenbar an, er hätte wissen müssen und habe gewußt, daß sich die Anschauungen des Kaisers mit denen der Thronrede deckten, und diese Anerkennung seiner spiritistischen Fähigkeiten verschaffte ihm vier Monate Gefängnis.

Auch ehemalige Staatsanwälte arbeiten jetzt mit dem partiellen Mangel an Bewußtsein. Der Univeritätsrichter Herr Scheinrat Dande, ehemals Staatsanwalt, setzte in einer atavistischen Anwendung beim Rektor die Beschlagnahme der „Socialistischen Monatshefte“ in der akademischen Versammlung durch. Nun hielt man seiner Magnificenz, Professor Waldeyer, vor, daß er selbst ja das Halten dieser Zeitschrift erlaubt habe. Da war guter Rat teuer; aber, wo alles fehlt, fehlt auch wenigstens teilweise das Bewußtsein, und so war sich der Rektor wohl bewußt, die Zeitschrift erlaubt zu haben, er war sich aber nicht bewußt gewesen, daß einer seiner Vorgänger sie verboten habe: „mithin war der Angeklagte freizusprechen“, wie die Formel lautet. Auf alles, was socialistisch heißt, ist übrigens der Rektor ziemlich schlecht zu sprechen; passierte ihm doch neulich das Malheur, einen Vortrag zu bewilligen, den Genosse Schippel hielt. „Ich kann doch nicht alle Socialdemokraten kennen!“ soll der Herr Professor verzweifelt ausgerufen haben, als man ihn auf den Fehltritt, den er begangen, aufmerksam machte. Nein, wirklich nicht, Magnificenz, das kann man nicht von Ihnen verlangen; das bringen nicht einmal unsere Polizeibehörden zu stande.

Manchmal kommen auch Fälle vor, wo die Parteien sich in die Psyche des Gerichtshofes vertiefen, besonders bei der Partei „der Bildung und des Besitzes“, wie sich unser Freisinn so gern nennen läßt. Bevor die Freisinnigen einmal thaten, raten sie lieber ihr ganzes Leben lang, und bevor sie ihr Recht erkämpfen, verzichten sie lieber darauf. Bekanntlich ist Genosse Singer seiner Zeit in die Schuldeputation gewählt worden. Der Magistrat hat sich bezwogen gefügt, beim Kultusministerium anzufragen, und das Ministerium hat dem freisinnigen Magistrat den Gefallen erwiesen, die Wahl nicht zu bestätigen. Nun stellt sich aber heraus, daß das Ministerium gar kein Bestätigungsrecht hat. Trotzdem verlangte der Magistrat von der Stadtverordneten-Versammlung die Vornahme einer neuen Wahl. Die Majorität der freisinnigen Stadtverordneten lehnte voll Mut dieses Ansinnen ab; aber da sie vor nichts mehr Angst haben, als davor, man könnte ihnen wirklich Mut zutrauen, lehnten sie es auch ab, den Magistrat aufzufordern, Genossen Singer schleunigst in sein Amt einzuführen. Es giebt eben immer Helden, die sich den Regenschirm aufspannen, wenn man ihnen ins Gesicht spuckt.

Man denke auch, was geschehen wäre, wenn der Freisinn radikal sein Recht vertreten hätte; es wäre — alle Haare der alten Rante Wok sträuben sich vor Entsetzen — es wäre zum Prozeß vor dem Ober-Verwaltungsgericht gekommen! Und so empfiehlt das Blatt der Intelligenz, sich bei der Haltung des Freisinns zu beruhigen, der gleichzeitig radikal zu belten und mit dem Schwefel ergebnis zu wedeln versteht.

Es liegt der Gedanke nahe, daß der Kommunalfreisinn umgekehrt die Furcht hegte, bei einem Rechtsstreit Recht zu behalten. Wie gerne hätte der Magistrat schon bei dem Streit um das Friedhofsportal ausgeglichen; aber da mußte er zurück in die Schlacht. Jetzt nochmals kämpfen — nie und nimmer!

Herr von der Rede bestätigt noch immer nicht? Da scheint allerdings das Maß des bei unserem Freisinn Erreichbaren noch nicht voll zu sein.

Das Interesse, welches deutsche Gerichte in der letzten Woche für sich in Anspruch nahmen, war in einem Falle auch durch die hohe Politik bedingt. Der lippeische Erstfolgesreit kam in einer Gerichtsverhandlung zur Sprache. Angeklagt war ein ehemaliger lippeischer

Archivrat der Unterschlagung von Urkunden, die auf die Erbfolge Bezug hatten. Da der Gerichtshof kein Bundesrat ist, der es nicht notwendig hat, Ja oder Nein zu sagen, mußte er sich zu einem Urteil entschließen und sprach den Angeklagten frei. Hoffentlich gerät dadurch nicht eines der streitenden Häuser ins Wackeln, und die Einwohner von Lippe nicht in neue Sorgen um einen Landesvater. Die Roburg-Gothaer aber wissen jetzt noch nicht, wenn sie in angestammter Liebe und Treue zum Herrscherhaus zuzubekn werden, obwohl es mehrere Prinzen geben soll, die bereit wären, die Last der Regierung mitamt der Civilliste auf sich zu nehmen. Bei dieser Qual der Wahl, die mehr oder minder unfreiwillig ist, hat sich ein Blatt mit der Meinung hervorgetraut, es müßte ja nicht um jeden Preis einen Regenten geben, auch Republikern erfreuten sich des besten Wohls. Ueber diese Kühnheit geraten unsere „nationalen“ Kreise ganz außer sich. Da ihrem Zorn nicht die nötigen Worte zu Gebote stehen, erlauben wir uns, ihnen ein kleines Gedicht von Hoffmann von Fallersleben zur Verfügung zu stellen, das förmlich den Extrakt einer staatsstreuen Gesinnung enthält. Da heißt es unter anderem:

Ich stimme für die Monarchie,
Da giebt's noch Rang und Stände.
Mit Republik geht Poesie
Und alles Glück zu Ende.

Ich stimme für die Monarchie,
Für Würden, Titel, Orden;
In Republik sind noch nie
Verdienste was geworden.

Ich stimme für die Monarchie,
Wo weise wird regieret —
Weil Grundbesitz mit Hab' und Vieh
Nur ist repräsentieret.

Ich stimme für die Monarchie,
Wo die Censur noch waltet,
Wo nicht der Presse Despotie
Nach Herzenslüsten schaltet.

Dieses Glaubensbekenntnis aller guten Bürger ist auch der italienischen Regierung und Majorität des italienischen Parlaments aus der Seele geschrieben. Sie bemüht sich deshalb auch, Italien von den paar Mängeln, die der idealen Monarchie noch anhaften, zu befreien, indem sie das Wahlrecht einschränken, das Vercuris- und Prefrecht aufheben will, und so fort. Aber in das sonst nur auf Anweisungen der Banca Romana zugängliche Parlament sind auch Socialisten eingedrungen, und sie bieten alle Mittel auf, um die Bestrebungen der Ordnungsparteien zunichte zu machen. Sie haben sogar zu einer Waffe gegriffen, die ein biederer Wähler nur mit Entsetzen nennen hört: zur Obstruktion. Man kennt die Obstruktion bisher so ziemlich nur in der Verfälschung, die ihr die bürgerliche Opposition in einzelnen Ländern gegeben hat; aber nichtsdestoweniger ist auch dieses Aufgeben des parlamentarischen Grundsatzes der Majorität vollkommen berechtigt, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Die wenigen Socialisten, die die ungeheure Mehrheit des italienischen Volkes vertreten, haben kein anderes Mittel, das Attentat auf die Lebensinteressen des Volkes abzuwehren. Sie können sicher sein, daß nicht nur ihre Wähler, sondern die Arbeiter aller Länder ihr Verhalten begreifen und billigen werden: auf Professoren der parlamentarischen Ethik kann die Arbeiterschaft in ihrem Lebenskampf keine Rücksicht nehmen. —

Kleines Heuilefon.

Ik. In den Mooren des Grunewaldes. Wenn an sonnigen heißen Sonntagen Weg und Steg und auch der Nasen unter den Niefen des Grunewaldes von Ausflüglern übersät sind, und der einsame Wanderer vergeblich nach einem weniger belebten Pfade sucht, dann weiß der Naturfreund immer noch einen Ort, den er mit wenigen Schritten erreichen kann und wo er den menschlichen Anfeihen aus dem sich herum sofort aus den Augen verliert. Das sind die Heidemoore des Grunewaldes, deren größte unter den Namen Hundeslehen (zwischen dem Restaurant gleichen Namens und dem Grunewaldsee), Niemeisterfenn (hinter Paulsborn) und Postfenn (bei der sogenannten Ruffenbrücke) bekannt sind. Freilich führen keine Promenadenwege in diese kleinen Wildnisse hinein, sondern Schritt für Schritt muß man sich den Weg erkämpfen, bald hier den Fuß auf den vermoderten Stumpf einer Erle setzend, bald dort einen umgestürzten Baumstamm oder die aus dichtem Binzen- und Seggenrasen gebildeten sogenannten Wälden als Stützpunkt benutzend. Und auch nicht ganz ungefährlich ist die Promenade im Moor, denn wer den Fuß auf moosverkleidete, aber plötzlich trügerisch nachgebende Stellen setzt, wie sie im Moor so überaus häufig sind, macht mit dem nassen Elemente Bekanntschaft und läuft bei fählem Wetter Gefahr, einen Skatarrh nach Hause zu bringen. Bei sonnigem Wetter aber laufen solche Einbrüche ganz ohne Schaden ab und überhaupt kommen die kleinen Fährlichkeiten einer Moorpromenade gar nicht in

Betracht gegenüber dem Interesse, das die ganz eigenartige Vegetation im Moore zu erregen vermag.

Das erste was uns auffällt, sind die tiefen schwammigen Nasen der Torfmoose (Sphagnum), die den nassen Boden zwischen den niedrigen, sogenannten Moorliefern meist in ununterbrochener Decke erfüllen und ihre, im Pflanzenreich beispiellos in diesem Grade dastehende Fähigkeit, Wasser zu halten, unter dem Druck des Fußes verraten, den sie hierbei sogleich unter Wasser setzen. Die einzelne Torfmoospflanze mag vielleicht nur wenige Jahre leben, aber der Nasen an sich besitzt eine so lange Lebensdauer, daß man diese Gewächse auch als ewige Moose bezeichnet hat. Sie haben keine Wurzeln und der untere Teil verliert sich allmählich in ein verfilztes braunes Pflanzengeweir, das in noch tieferen Schichten in Torf übergeht. Während so die Torfmoose mit ihrem unteren Teil langsam aber unaufhaltsam in das Torflager versinken und vertorfen, wachsen die Spitzen beständig weiter. Von oben gesehen erscheinen sie uns als strahlige Sternchen mit scheinbar quirlständig angeordneten Aesten von bald weißlicher oder grüner, bald rötlicher, purpurner oder brauner Farbe von oft hervortragender Schönheit. Nehmen wir einen Nasen in die Hand, so können wir eine überraschend große Menge Wasser aus ihm herauspressen, stellen wir ihn in Wasser, so saugt er sich in kürzester Frist ebenso voll Wasser, wie er vorher davon barg. Diese Fähigkeit beruht darauf, daß bei diesen Pflanzen die sonst unentbehrlichen grünen, d. h. Chlorophyll-führenden Zellen weit zu Gunsten von Chlorophylllosen großen Zellen zurückgedrängt sind, die durch eine Unmenge von Poren mit einander in Verbindung stehen und lediglich den Zweck erfüllen, aus der Pflanze einen Schwamm zu machen, d. h. so viel Wasser als möglich aufzuspeichern. Dieser Zweck wird so vollkommen erreicht, daß die Torfmoose nicht nur das Wasser von unten, sondern auch aus der Atmosphäre den Wasserdampf mit großer Energie an sich ziehen.

Die Torfmoose sind im Heidemoore die Pioniere für eine ganze Anzahl anderer charakteristischer Moorpflanzen, die sich mit ihm einfinden. Gerade jetzt stimmen uns allenthalben auf dem Moor die schneeweißen, auf schlanken Halmen sich wiegenden seidigen Blütenstodden des *Wolgrases* entgegen, die man neuerdings als Postfennmaterial verwendet. Und auf dem Nasen der Torfmoose liegt überall ein Gewirz zierlich beblätterter, rankenartig hinstreichender Pflänzchen, die meist zahlreich mit auffallend zierlichen weithin leuchtenden roten, dem Moosteppich gewöhnlich auffliegenden Blümchen besetzt sind. Das ist die *Moosbeere*, eine kleine Verwandte der Preiselbeere, die übrigens auch in das Moor hinabsteigen. Die im Sommer erscheinenden Früchte der Moosbeere nehmen sich auf dem Nasen ebenfalls sehr zahlreich aus; sie werden von vielen trotz ihres säuerlichen Geschmacks gegessen. — Weiter fallen uns zwischen den Moorkiefern etwa einen halben Meter hohe Sträucher auf, mit weißen Blüten, die in einer Dolde stehen. Die schmalen Blätter sind am Rande umgerollt und auf der Unterseite rostfarbig, eine Eigentümlichkeit, die auch einer Anzahl anderer Heidemoorpflanzen und auch der vorher genannten Moosbeere zukommt. Der scharfe aromatische Geruch beweist uns, daß wir es diesmal mit dem sogenannten *Sumpfporst* oder falschen Rosmarin zu thun haben, einer den Hausfrauen in trockenem Zustande wohlbeliebten Pflanze, da sie wegen des durchdringenden Geruches Bündelweis zum Schutze gegen Motten in die Kleiderschränke gelegt wird.

Die interessanteste aller unserer Moorpflanzen ist jedoch der *Sonnentau* (*Drosera*), ein Pflänzchen, von dem die meisten Leser wohl schon gehört haben, daß es sich nicht damit begnügt, Nahrung aus dem Boden zu ziehen, sondern daß es auch Insekten fängt und verdaut. In den Mooren des Grunewaldes ist der Sonnentau überaus häufig, so daß man auf Schritt und Tritt den zierlichen kleinen Rosetten auf den Torfmoospolstern begegnet. Die runden Blättchen auf den ziemlich langen Stielen sind am Rande und auf der Blattfläche mit zahlreichen gestielten Drüsen (Drüsenhaaren) besetzt, deren purpurrote Farbe die ganze Pflanze rötlich schimmern läßt. Jede Drüse trägt ein winziges Tröpfchen einer Flüssigkeit, die mit dem Verdauungsflüssigkeit der Tiere in der Zusammensetzung Ähnlichkeit besitzt und außerdem so klebrig ist, daß ein auf die Blättchen geratendes kleines Insekt sofort unrettbar gefangen ist. Die Bewegungen des Opfers lösen die Reizempfindlichkeit der Drüsenhaare aus, sie krümmen sich gegen die gereizte Stelle, eine Drüse nach der anderen legt sich als weiche und doch tödliche Fessel über den zappelnden Gefangenen, und zuletzt rollt sich auch das ganze Blatt über dem Insekt zusammen. Das Grab ist geschlossen und öffnet sich nicht eher, als bis die Drüsenflüssigkeit ihre Verdauungstätigkeit beendet und nur noch unverdauliche hornige Reste übriggelassen haben. Daß der Sonnentau auf diese Art der Ernährung mit angewiesen ist, hat das Experiment längst erwiesen, und wenn wir ein Pflänzchen aus dem Moose ziehen und die dünnen Wurzeln bemerken, so erscheint es uns ohnehin nicht glaublich, daß diese letzteren zur Ernährung ausreichend befähigt sein sollten. Wer zu Hause über ein sonniges Plätzchen auf dem Fensterbrett verfügt, sollte nicht verfehlen, den Sonnentau in sein Zimmer zu verpflanzen. Hierzu ist weiter nichts nötig, als einen handbreiten Nasen von Torfmoos, dem ein oder mehrere Sonnentau-Pflänzchen aufsetzen, auszuheben, ihn zu Hause auf einen Teller oder in eine Untertasse zu legen und für eine ausgiebige Befeuchtung Sorge zu tragen. Für das übrige pflegen unvorsichtige Stubenfliegen und Mäden bald zu sorgen.

Wovor wir das Moor verlassen, suchen wir die Wassertümpel auf, die es hier und da, z. B. hinter Hundelehle durchsetzen, um einen Strauß der weißen Seerose zu pflücken. Bei hohem Wasserstande ist dies ein schwieriges Unternehmen, das aber belohnt wird durch die prachtvollen Blumen unserer Victoria regia im Kleinen. —

Theater.

—r. Neues Theater. Mit der modernen Poffenbereitung geht es wie mit der modernen Kartenschlagerei, um die es sich in dem Schwanke der Herren Farno und Nidelte „Die Wahrsagerin“ dreht. Hier wie dort besteht die Kunst darin, mit einem Ragout aus anderer Schmaus, mit allerhand Erlauschtem das liebe Publikum im Handumdrehen kirre zu machen. Hat man dazu noch, wie der zugleich in der Jongleurkunst des Dichters, Bühnenleiters und Schauspielers auftretende Herr Farno das Glück, zur günstig gelegenen Ferienzeit ein im Hanswurstfach großgezogenes Ensemble um sich zu vereinigen, so ist der Erfolg fast auf alle Fälle gesichert. Guido Thielcher, Frau Junker-Schay und Hansi Niese wirken zusammen; und da muß schon ein kannibalisches schweißes Wetter kommen, wenn sich für die paar Sommermonate aus Einheimischen und Fremden kein annehmbarer Zuschauerkreis zusammenfinden sollte. Und mehr werden die Autoren wohl selber nicht verlangen. Für das, was weiter wird, sorgt, wenn nicht der liebe Gott, so doch der bescheidene und einzig allein geistig Anregenden abholde Sinn des Publikums, der mit einem Stapel aufgehäufter Unmöglichkeiten und mit einigen verletzten Bötlein mehr als zufrieden ist.

Ueber das Ensemble, das sich für die Ferienzeit im Neuen Theater zusammengefunden hat, wäre nicht viel mehr zu sagen, wenn nicht Fräulein Hansi Niese mit ihrem kernigen, resoluten Humor lebhaft an die Glanzzeit des Wiener Soubrettentums, und besonders an das Spiel der Galmeyer erinnerte. Schade, daß ein so hübsches, entwicklungsfähiges Talent wahrscheinlich auf die Alltäglichen des höheren Blödsinns angewiesen bleibt.

Eine absonderliche Idee war es, mit der platten Berliner Poffe Roberto Vracos Drama „Pietro Caruso“ zusammenzuloppeln. Dieser Einakter voll düsterer Gewitterstimmung ist hier von dem italienischen Schauspieler Jacconi eingeführt worden. Am Freitag wurde die Titelrolle von Adolf Link gegeben. Der Künstler trug einen ehrlichen Erfolg heim in der Darstellung des verlotterten Trunkenboldes, der, in unsauberen Geschäften ergraut, mit einer Art Vettelstolz sich an der vermeintlichen Reinheit seiner Tochter weidet und seinem Dasein ein Ende macht, als er sieht, daß das heranblühende Kind die Maitresse seines Gömners geworden. Stefanie Kriß und Harri Walden spielten mit Geschick die Rolle der Tochter und des Grafen. —

Aus dem Tierleben.

— Die häufigen Häutungen der Insekten bilden, wie Kandel d'Herculais zu seinem Leidwesen wahrnehmen mußte, ein Schutzmittel gegen die Ausbreitung von Schmarozerpilzen. Der genannte Entomologe war von der französischen Regierung nach Algier gesandt worden, um dort die im letzten Decennium sehr verheerend auftretenden Wander-Heuschrecken schon als Larven mit den Sporen eines Pilzes anzugestehen, den man auf den sterbenden erwachsenen Tieren entdeckt hatte. Er mußte sich überzeugen, daß die häufig sich wiederholenden, im Durchschnitt alle acht Tage eintretenden Häutungen ihrer Larven der Festsetzung der Sporen auf den Körperbedeckungen und ihrer Keimung daselbst äußerst hinderlich sind, zumal sich diese Häutungen auch auf die Athemöffnungen (Stigmen) und die innere Ankleidung der Athemröhren (Tracheen) erstrecken, die nicht allein die häufigsten Eingangspforten für solche Schmarozerpilze bilden, sondern auch bei den erwachsenen Thieren, die sich nicht mehr häuten, den Platz für tödende Angriffe des Pilzes hergeben. Schon in Argentinien, wohin man diesen Entomologen zur Austilgung einer dortigen Heuschreckenplage berufen hatte, mußte er dieselbe Wahrnehmung machen, daß es nämlich leichter sei, das ausgewachsene Insekt, als, worauf man die größten Hoffnungen gesetzt hatte, die durch ihre zahlreichsten Häutungen geschützte Larve zu infizieren. —

Technisches.

— Für den Gotthard-Tunnel ist infolge der Steigerung des Zugverfehles, da die natürliche Tunnelöffnung nicht mehr genügt, eine künstliche Lüftung notwendig geworden, welche vermittelst maschineller Ventilation nach dem System des Ingenieurs Marco Saccaro in Vologna ausgeführt wird. Die neue Anlage bewährt sich nach einem Artikel des „Waterland“ bestens und wird noch bessere Leistungen erzielen, wenn die definitive Triebkraft installiert ist. Die Lüftung des Tunnels geschieht auf folgende Weise: Durch die seitlich vom Tunnelportale aufgestellten Ventilatoren wird eine große Menge Luft mit bedeutender Geschwindigkeit in eine ringförmige, an der ganzen Tunnelperipherie angebrachte Kammer, und von dieser durch eine ebenfalls ringförmige schmale Öffnung an der inneren Wandung in die Tunnelröhre geblasen, sie reißt die Luftsäule in dieser mit sich und nimmt bald die erforderliche Geschwindigkeit an, um in bestimmter Zeit das entgegengesetzte Tunnel-

portal zu erreichen. Der Rauch wird sehr rasch aus dem Tunnel hinausgejagt, er kann sich hier nicht mehr verdichten, und es wird so nicht nur dem Zugpersonal der Dienst und die Bahnarbeit im Tunnel selbst (Auswechslung der Schwellen, Bahnhüterhalt) erleichtert, sondern auch zur längeren Erhaltung des Oberbaues beigetragen, welsch letzterem der stickige Rauch nicht zuträglich ist. Bei der Inbetriebsetzung der neuen Anlage war es möglich, den im Tunnel herrschenden mäßigen Südzug mit nur 70 Umdrehungen der Ventilatoren alsbald in kräftig den Rauch jagenden Nordzug umzuwandeln. Wenn die Anlage infalliert ist, wird es möglich sein, die Ventilatoren 120 und noch mehr Umdrehungen ausführen zu lassen. —

Humoristisches.

— Die bekannte Wirtin, Bauer: „Bei dera Sommerpartei muß d' Frau a' rechter Draß' sein! So oft ma' ihr'n Mann z' Haus sieht, hat er's Maul verbunden!“ —

— Von der Schmiere. Direktor (zum Schauspieler): „In dem neuen Stück werden Sie im 5. Akt sterben. Da soll nun ein dreistimmiger Leichengesang vorgetragen werden; weil wir aber nur noch zwei Säng' zur Verfügung haben, müssen Sie dann selbst mitsingen!“ — (Flieg. Bl.)

— Ein Schildaer Stückchen wird aus einer Stadt Eisleithaniens erzählt. Dort besteht eine Wasserleitung, welche so ausgiebig dotiert ist, daß täglich ein Wasserquantum von 350 Litern auf den Kopf der Einwohnerzahl entfällt. Da machte man plötzlich die Wahrnehmung, daß, trotzdem die Wasserleitung für die dreifache Zahl der Bewohner genügt hätte, doch in den Häusern Wassermangel herrsche. Man untersuchte, prüfte und fand, daß der Zufluß sich nicht vermindert hatte. Der Fehler mußte also anderswo, er mußte in der Wasserverschwendung liegen. Die hohe städtische Obrigkeit erließ flugs einen Aufruf an die Hausbesitzer, in welchem aller nicht dringend nötige Verbrauch von Leitungswasser aufs strengste verboten wurde. Die Verwendung des Wassers zum Schwemmen der Wäsche, zum Einflößen von Getränken, zum Aufstellen von Fischbehältern wurde mit Geldstrafe, ja mit Entziehung des Wasserbezuges bedroht. Aber es half nichts — das Wasser reichte nicht mehr. Die arme Stadtverwaltung wußte sich nicht mehr zu helfen, beriet hin, beriet her; da plötzlich kam Hilfe — von einem Kanalräumer. Er erzählte, daß neben dem dunklen Zustand seiner nächtlichen Wirksamkeit reichlich klares Wasser fliehe, da unten, wo es so fürchterlich. Da ging den Herren Stadt- und Gemeinderäten ein Licht auf. Man hatte zum Zwecke der Durchspülung des Kanalsystems im Frühjahr die Wasserleitung zum Ablauf in dasselbe geöffnet, aber — die Wiederabsperrung vergessen. —

Notizen.

— Die Erstaufführung von Heinrich Zoellners Musikdrama „Die versunkene Glocke“ findet Anfang Juli im Theater des Westens statt. —

— Bei der Abschiedsvorstellung des Schauspielers A. Paul im Dresdner Hoftheater kam es zu den lebhaftesten Demonstrationen gegen die Mitglieder der Verwaltung, deren Intriguen die Entlassung des beliebten Künstlers herbeigeführt haben sollen. Am Schluß der Vorstellung dauerte der Applaus eine halbe Stunde; gegen hundert Mal mußte der Vorhang gezogen werden. —

— Der französische Komponist Ernest Chausson stürzte auf einer Madtour bei Paris so unglücklich, daß der Tod auf der Stelle eintrat. Er hat ein Alter von 44 Jahren erreicht. Eine Oper „Artus“ ist von ihm in Karlsruhe zur Aufführung angenommen. —

— Der Pariser Bildhauer Rodin erhielt von der Pariser Stadtverwaltung die besondere Vergünstigung eines eigenen Terrains für die Weltausstellung 1900. Rodin arbeitet seit zwanzig Jahren an einem kolossalen Hochrelief, das die Pfarten der Hölle nach Dante darstellt. Der Künstler wird ein besonderes Haus aufführen lassen, um dieses und einige andere Werke aufzustellen. —

— Im Kantone Tessin haben die Grenzwächter der Eidgenossenschaft im Laufe des Jahres 1898 über 13000 Fallen und sonstige Fangvorrichtungen für Singvögel zerstört. —

— Zur Erforschung des Kenia gebirges in Britisch-Ostafrika hat Dr. Madinder von der Oxford University eine Expedition unternommen. Er wird von mehreren Fachleuten und von einigen schweizerischen Bergführern begleitet. Die Mittel sind teils von der Londoner Geographischen Gesellschaft, teils von einem Mitgliede der Expedition aufgebracht. —

— Der jüngst von G. Witt von der Urania-Sternwarte in Berlin vermeintlich neu entdeckte Planet EN hat sich als der schon im Jahre 1865 von Peters entdeckte Planet „J0“ entpuppt. —